

dtv

Als Tim Fletcher mitten in der Nacht die Klinik verlässt, hat er 21 Stunden Dienst hinter sich. Nur der Gedanke an seine zu Hause wartende Freundin hält ihn noch wach. Kein Wunder also, dass er die leisen Schritte hinter sich nicht hört. Viel zu spät sieht er im Schein der Straßenlaterne die scharfe Klinge aufblitzen ...

Der junge Assistenzarzt ist nur das erste Opfer einer Serie brutaler Überfälle auf das Personal des städtischen Krankenhauses von Nottingham. Die Panik unter Ärzten und Schwestern wächst. Ist der Angreifer einer von ihnen? Er hat umfassende Kenntnisse in Anatomie und Physiologie, weiß mit einem Skalpell umzugehen. Detective Inspector Charlie Resnick und sein Team arbeiten gegen die Zeit: Der Täter hat bereits sein nächstes Opfer im Visier ...

*John Harvey*, 1938 in London geboren, wurde durch seine Drehbücher für Krimiserien im englischen Fernsehen bekannt. Nach Ansicht vieler britischer Schriftsteller und Kritiker gehören seine Romane zum Besten, was Großbritannien derzeit im Genre Kriminalroman zu bieten hat. Für sein umfangreiches Werk – vor allem Krimis, aber auch Erzählungen und Lyrik – wurde er vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem »Diamond Dagger« für sein Lebenswerk. Weitere Informationen zum Autor: [www.mellotone.co.uk](http://www.mellotone.co.uk)

John Harvey

# Tiefer Schnitt

Kriminalroman

Deutsch von  
Bernhard Schmid

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von John Harvey  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Schrei nicht so laut (20956)  
Schau nicht zurück (21012)  
Schlaf nicht zu lange (21064)  
Verführung zum Tod (21112)

*Auch wenn dieser Roman in einer Stadt spielt, die es tatsächlich gibt, bleibt er dennoch Fiktion. Sämtliche Ereignisse und Charaktere entstammen nur der Fantasie des Autors.*

Ungekürzte Ausgabe  
Juni 2009  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
© 1991 John Harvey  
Titel der englischen Originalausgabe:  
›Cutting Edge‹  
(Viking, London 1991)  
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Deutsche Erstveröffentlichung: München 1994  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier  
für Gestaltung, Stephanie Weischer  
Umschlagfoto: mauritius images/Photo Researchers  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Gesetzt aus der Garamond 9,75/12  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21146-8

## I

Als sie sich zum ersten Mal für ihn ausgezogen hatte, hatte er ihr gesagt, sie sei vollkommen; es war ihm herausgerutscht, ohne dass er es wollte. Vollkommen. Er hatte sie vor zwei Monaten beim Tanzen kennengelernt, und er stellte sich vor, wie sie nun auf ihn wartete, in ihrem Zimmer unweit des Krankenhauses, ab und zu einen Blick auf die Uhr warf, bei einem zweiten Glas Wein.

Vollkommen.

»Sie sehen ja mehr tot als lebendig aus.« Die Worte rissen ihn zurück in die Wirklichkeit. Vor ihm stand die Stationschwester und zog sich mit einer Hand die Schwestertracht zurecht, die sich über dem Gürtel aufgebauscht hatte.

»Danke«, sagte Fletcher.

Sarah Leonard lächelte. »Der Neuzugang ...«, begann sie.

Fletcher blinzelte, versuchte sich zu konzentrieren. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte er drei Stunden Schlaf bekommen, elf in den letzten zweiundsiebzig; er hatte das Gefühl, im Delirium zu sein.

»Vermutlich ein Schlaganfall«, sagte Sarah. »Der Nachbar hat die Polizei gerufen. Der Mann lag seit zwei Tagen auf dem Küchenboden.«

»Wie alt?«

»Siebzig.«

»Ich mach den Papierkram morgen.«

»Er wird einen Tropf brauchen. Sie werden ihm noch eine Venflon setzen müssen.«

»Das können Sie doch auch.«

»Sie wissen so gut wie ich, dass das gegen die Regeln ist.«

Fletcher lächelte. »Ich sag's auch nicht weiter.«

Ihre Augen erwiderten sein Lächeln, ein bisschen jedenfalls. Irgendwo auf der Station hatte ein Patient einen Hustenanfall nach dem anderen. Ganz in der Nähe wimmerte ein Jugendlicher, dessen Gesicht mit einem Netz von Nähten überzogen war. Rufe nach der Schwester wurden laut und verstummten wieder wie eine Litanei.

»Na schön, Frau Stationschwester«, sagte Fletcher mit gespielter Feierlichkeit.

»Danke schön, Herr Doktor.« Sie wartete, bis er sich in Bewegung gesetzt hatte, und schloss sich ihm an.

Der Patient wohnte allein im zwölften Stock eines Wohnsilos; zwei Sanitäter und ein Polizist waren nötig gewesen, um ihn die Treppe hinabzubekommen, da der Lift stecken geblieben war. Jetzt lag er unter einigen Decken auf dem Rücken, das Gesicht ganz grau, Beine wie Knöchel geschwollen. Der Mann musste an die 110 Kilo wiegen.

Auf der Suche nach einer Vene schlug Fletcher mit der Rückseite seiner Finger gegen die Innenseite des Unterarms. Die Fettpolster waren nicht das einzige Problem; der Mann war unterkühlt und stand unter Schock.

»Die Peripherie wird nicht durchblutet«, sagte Fletcher und drehte den Arm herum.

Sarah nickte. Ihr Blick war auf die Nadel gerichtet, um weiter oben für den nötigen Druck zu sorgen, wenn es so weit war.

»Ich versuch's mit dem Handrücken«, sagte Fletcher.

Er riss die Augen weit auf und kniff sie dann zusammen, um richtig sehen zu können. Die Kanülenspitze punktierte die Vene am Rand und stieß durch.

»Scheiße!«

Er zwang sich zur Ruhe und setzte zu einem zweiten Versuch an. Das Geschrei hinter ihnen, das vor einigen Minuten angehoben hatte, schien nicht aufhören zu wollen.

»Kommen Sie klar?«, fragte Sarah.

»Sieht es so aus?«

Sie legte flink einen Stauschlauch an und ließ ihn allein weitermachen. Diesmal fand Fletcher die Vene, war aber so ungeschickt beim Lösen des Schlauchs, dass das Blut zurückschoss, bevor er den Zylinder verschlossen hatte. Ein feiner roter Sprühregen besprenkelte seine Hände und die Vorderseite seines weißen Kittels. Rasch bildete sich eine kleine Lache, die durch die oberste der Decken zu sickern begann, mit denen der Patient zugedeckt war.

Auf dem Weg nach draußen kam Sarah ihm entgegen. »Tausend Milliliter Salzlösung über vierundzwanzig Stunden«, sagte er, ohne seinen Schritt zu verlangsamen.

»Wo wollen Sie denn hin?«, fragte Sarah über die Schulter.

»Feierabend.«

Kopfschüttelnd hob sie die blutige Nadel auf, die er einfach neben dem Arm des Patienten hatte liegen lassen, und warf sie in den Behälter für scharfe Abfälle. Die Decken wurden langsam tiefrot; sie würde sie wechseln müssen. Scheinbar ohne Eile brachte Sarah die Arbeit des Arztes zu Ende und legte den Tropf.

Fletcher beugte sich über das Waschbecken und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Im Spiegel sah er aus wie einer, der viel Zeit unter der Erde zubrachte. Er wusste, wenn er sich nicht rasierte, würde er Karen wund reiben, aber im Augenblick schien es ihm wichtiger, zu ihr zu kommen, bevor sie die Warterei satt hätte. Er würde sie unten vor dem Rausgehen anrufen und ihr sagen, er sei auf dem Weg.

Ein letztes Mal hielt er seine Hände unter den Wasserhahn, dann fuhr er sich mit den Fingern durch das wuschelige schwarze Haar und zog einen gefütterten blauen Anorak über seinen Arztkittel.

Zur Abwechslung war das Telefon am Ausgang mal frei, aber bei Karen ging niemand ran, obwohl sie in einer Wohngemeinschaft wohnte. Nachdem er es ein halbes Dutzend Mal hatte klingeln lassen, gab er es auf und eilte die Treppe hinauf in den Zwischenstock. Beim Gehen streifte er den Kopfhörer seines Walkmans über. Er stieß eben die erste der Flügeltüren auf, die auf die verglaste Fußgängerbrücke führten, als auch schon das Duett aus dem letzten Akt von ›Manon‹ begann. Die Brücke führte über die Umgehungsstraße, und zwar genau auf halbem Weg zwischen der Unter- und der Überführung. Sie verband das Krankenhaus mit der Universität und den angrenzenden Wohnbezirken.

Sofort stieg Fletcher der vertraute Gummigeruch des Bodenbelags in die Nase, wenn er auch das Quietschen seiner Sohlen darauf nicht hörte, da sein Walkman voll aufgedreht war. Die Luft hier war immer abgestanden, die Wärme hielt sich wegen der Türen an beiden Enden, egal wie warm oder kalt es draußen war.

Er war etwas unsicher auf den Beinen, und wie er, die Hände in den Taschen, so leicht vor sich hin wankte, hätte man meinen können, er sei betrunken. Die Scheinwerfer der Autos sausten den Hügel südlich der Stadt hinunter; auf dem Drahtglas schienen sie Lichtblasen zu werfen. Hier und da klebte, obwohl der Anschlag verboten war, ein Plakat: Reklame für Veranstaltungen, politische Versammlungen, ein Kinderwagenrennen am Kanal.

Fletcher begann mit einem Mal ebenso kräftig wie falsch mitzusingen. Wenn es mit Karen weiterhin so gut lief, würde er für kommenden Monat Karten für die Oper besorgen und sich durch eine kleine Bestechung ein paar freie Abende erkaufen. Wenn es gut lief... Hinter ihm öffnete sich, ohne dass er es merkte, die Tür, die auf die Treppe hinunter zur Straße führte.



Fünfzehn Meter vor dem anderen Ende der Fußgängerbrücke hatte er die schneller werdenden Schritte der weichen Sohlen hinter sich noch immer nicht gehört. Als er schließlich merkte, dass er nicht allein war, dachte er merkwürdigerweise nicht an Karen, sondern an die halb lächelnden, halb vorwurfsvollen Augen von Sarah Leonard, der Stationsschwester. Er bemerkte kurz eine Spiegelung in der Glastür vor sich, und als er den Kopf wandte, sah er gerade noch die auf ihn zufahrende Klinge, die im Licht der Lampen eine orangefarbene Sichel zog.

Der Stoß ließ ihn nach hinten taumeln, und er verlor den Halt, als er mit voller Wucht auf die Mitte der beiden Türflügel zuschoss. Er stürzte, und bevor ihn ein brennender Schmerz durchfuhr, dachte er noch, man hätte ihn geschlagen, nicht geschnitten. Er hatte den Kopfhörer verloren, aus dem jetzt blechern Massenet tönte. Fletcher hob eine Hand, um sich vor seinem Angreifer zu schützen, und die Klinge sorgte für eine klaffende Wunde in seinem Handballen, bevor sie ihn wieder verließ.

Irgendwie kam er wieder auf die Beine und begann zu laufen. Jemand stellte ihm ein Bein, und er schlug mit der Schläfe gegen das Drahtglas, das dabei sprang. Er trat um sich, duckte sich und stürzte taumelnd durch die erste Türe, fast schon am Ausgang jetzt, dahinter die Treppe, die Straße. Seine Beine gaben nach, und er schlug mit dem Gesicht auf den Boden. Durch den gedämpften Verkehrslärm hörte er das Keuchen seines Angreifers. Ohne es wirklich zu wollen, zwang er sich, den Kopf zu drehen. Durch das Blut sah er ein schwarzes Sweatshirt, eine Sturmhaube, schwarze Handschuhe. Dann eine Bewegung. Fletcher schrie auf und versuchte, auf allen vieren kriechend zu entkommen. Die Klinge fuhr ihm in den Oberschenkel und begann ihren Weg hinunter zum Knie.

Karen Archer stopfte die leere Flasche in den Abfalleimer, der in einer Ecke ihres Zimmers stand, und schaltete den tragbaren Fernseher aus. Als sie endlich am Telefon im Erdgeschoss war, hatte der Anrufer bereits wieder aufgehängt. Vielleicht war es Tim gewesen, um ihr zu sagen, dass er unterwegs war und dass es ihm leidtat, wieder mal aufgehalten worden zu sein.

»Lass dich bloß nicht mit einem Assistenzarzt ein«, hatte ihr ein befreundeter Medizinstudent gesagt. »Du wirst schon sehen, was du davon hast.«

»Was denn?«

»Nicht sehr viel.« Sie hatte gelacht. Nur dass es in der Tat nicht sehr viel war.

Das letzte Mal, als Tim Fletcher bei ihr gewesen war, hatte er nach zehn Minuten geschlafen wie ein Stein. Sie hatte ihm den Rest seiner Kleidung ausgezogen, ihn unter ihr Federbett gesteckt und sich im Schneidersitz neben ihn gesetzt – mit zwei Pullis und T. S. Eliot. Und so toll war es nun auch wieder nicht gewesen.

Karen holte eine Schachtel Zigaretten aus der Schublade mit der Unterwäsche, konnte aber keine Streichhölzer finden und steckte sie wieder weg. Musste ja nicht sein. Falls das tatsächlich Tim gewesen war vorhin, war er womöglich schon unterwegs.

Sie stieg in ihre knöchelhohen Wildlederstiefel und nahm den Kamelhaarmantel vom Haken hinter der Tür, den ihre Tante, aufmerksam wie sie war, in einer Oxfam-Filiale in Richmond entdeckt hatte. Sie steckte die Schlüssel ein und ging die Treppe hinunter, wobei sie ganz automatisch über die Stufe mit dem fehlenden Brett hinwegstieg. Wenn sie in Richtung Brücke losging, müsste sie ihn eigentlich treffen.

»Noch eins, Charlie?«

»Lieber nicht.« Resnick schüttelte den Kopf. »Wird Zeit, dass ich mich auf die Socken mache.«

»Klar doch, klar.« Frank Delaney nickte verständnisvoll, langte über den Tresen und zapfte dem Detective Inspector noch ein frisches Guinness.

»Manche von uns müssen eben früher raus als andere«, sagte Resnick. Die Uhr links von der kleinen Bühne zeigte schon nach Mitternacht.

»Da hast du recht«, zwinkerte Delaney. »Und wie. Und ab übermorgen muss ich überhaupt nicht mehr aufstehen.« Lächelnd hob er Resnick sein Glas entgegen. »Lass uns anstoßen, Charlie. Auf das Frührentnerleben.«

Die Gläser klirrten, und die beiden Männer tranken, Resnick freilich sehr zurückhaltend.

»Wie lange hast du denn noch, Charlie?«

»Bis zur Pensionierung?«

»Kann doch nicht mehr lange dauern.«

»Lange genug.«

Die Zeit lag vor ihm wie ein Ozean, der Morgen für Morgen durchschwommen werden musste, egal, wie schlecht das Wetter war. Immer machte man die gleichen ziellosen Bewegungen, nur um überhaupt etwas zu tun. Oder man beschränkte sich aufs Wassertreten und soff eines Tages ab.

»Morgen Vormittag um elf«, sagte Frank Delaney, »stehe ich im Sonntagsanzug in der Bank auf der Matte. Ich schüttele ein paar Hände, man gibt mir einen Füllfederhalter, vierundzwanzigkarätige Goldfeder, zum Unterschreiben und ein paar Minuten später gehe ich mit einem Scheck über eine Million nach Hause. Nicht schlecht, was, Charlie? Für einen ungebildeten Hurensohn wie mich? Mit vierzehn

von der Schule, und kein Hemd auf dem Arsch. Nicht schlecht.«

Resnick nippte an seinem Guinness und sah sich um. Als Frank Delaney den Laden gekauft hatte – wie lange war das jetzt her? Zehn Jahre? Länger? –, war da nichts weiter gewesen als vier Wände und gerade so viel Platz, dass sich die Besoffenen beim Umfallen nicht den Kopf anstießen. Frank hatte Teppiche ausgelegt, dunkel bezogene Polstersessel aufgestellt, Leuchter und allerhand nachgemachtes viktorianisches Zeug aufgehängt. An den Wochenenden hatte er eine Art Varieté im alten Stil aufgezogen, und mit etwas Überredungsgeschick stellte er sich auch schon mal selbst hinters Mikro, um seine Stammgäste durch die Refrains von ›You Made Me Love You‹ und ›Who’s Sorry Now?‹ zu führen.

Unter der Woche hatten die Türen allem und jedem offen gestanden: Country & Western, Lyrik, Jazz. Schon kommendes Wochenende würden die Baulöwen sich daranmachen, das Haus auszuschlachten, bevor sie es abrisen. Der neue Büroblock war längst geplant.

»Wir hatten so manchen guten Abend hier, Charlie.«

Resnick nickte. »Das kannst du laut sagen.«

Auf dieser Bühne hatte er mit die beste Musik seines Lebens gehört: David Murray, Stan Tracey – und an einem kalten Märzabend hatte der Trompeter Red Rodney, der als Grünschnabel mit Charlie Parker gespielt hatte, Resnick die Freudentränen in die Augen getrieben und ihm eine Gänsehaut eingejagt.

»Hab ich schon mal erzählt, was die Leute gesagt haben, als ich den Laden damals gekauft habe?«

Nur ein Dutzend Mal.

»Dass ich in einem halben Jahr pleite wäre, haben sie gesagt. Bankrott.« Delaney lachte und öffnete eine weitere Flasche Newcastle Brown. »Denen hab ich’s gezeigt, was?«

Resnick legte die Hand über sein Glas und stand auf. »Du bereust es also nicht, Frank?«

Delaney bedachte ihn über den Rand seines Glases hinweg mit einem langen Blick. »Eine Million? Aus dem Nichts, mehr oder weniger. Was gibt's da zu bereuen?« Er stand auf und schüttelte Resnick die Hand. »Alles andere sind doch Sentimentalitäten. Und mit denen bezahlst du nicht mal die Miete.«

Resnick durchquerte den zum Teil schon dunklen Raum und ging zur Tür. Er zog den Riegel zurück, drehte den schweren Schlüssel im Schloss und trat hinaus auf die Straße. Fletcher Gate. Auf der anderen Straßenseite stand ein junger Kerl mit ausgebeulten Jeans und hochgekrempeelten Ärmeln und kotzte eine Ladung Chicken Biriani gegen die Parkplatzmauer. Ein schwarz-weißes Taxi kam den Hügel herauf, und Resnick dachte schon daran, ihm zu winken, als ihm klar wurde, dass er es nicht sonderlich eilig hatte, nach Hause zu kommen.

»Hey, Sie!«, schrie der Jugendliche auf der anderen Straßenseite ihm streitlustig zu. »Hey, Sie da!«

Resnick schob die Hände in die Manteltaschen und machte sich, den Kopf leicht gesenkt, auf den Weg.

Als Resnick noch Streife gegangen und zusammen mit Ben Riley diese Straßen in Uniform auf und ab gelatscht war, da hatten die Wermutbrüder, die Wracks und die Obdachlosen immer weggeschaut, wenn sie vorbeikamen: ein Häuflein alter Männer, das eine Flasche Apfelwein oder billigen Fusesel herumgehen ließ. Heutzutage waren es Kinder, die vor den Suppenküchen und Obdachlosenunterkünften herumhingen; Resnick hätte ihr Vater sein können. Die streckten einem die Hand für ein paar Münzen entgegen und sahen einem dabei ungeniert an.

Die meisten waren zwischen achtzehn und sechsund-

zwanzig. Die waren schnurstracks in die Falle getappt. Zu viele Gründe, um nicht mehr bei den Eltern zu wohnen, zu wenig Jobs, kaum was vom Staat. Jetzt teilten sie sich den Slab Square mit den Tauben, lagen oder kauerten vor den Pfeilern des Rathauses, dem bunten Mosaik des Stadtwappens und den beiden auf Hochglanz polierten Limousinen, die darauf warteten, die Würdenträger der Stadt zu der einen oder anderen wichtigen Verpflichtung zu fahren.

Je weiter man Goose Gate hinunterging, desto weniger prestigeträchtig wurden die Geschäfte. Zwei Ampeln weiter und man befand sich auf dem Großmarkt mit seinen zerbrochenen Obstkisten und dunkelblauen Papierfetzen. Dahinter lag Sneinton, wo man das Wort Gentrifizierung bestenfalls aus Kreuzworträtseln kannte. Vierzehn waagrecht: Prozess zur Nivellierung des Stadtcharakters.

Noch vor der ersten dieser Ampeln wurde der Gehsteig breiter, und Resnick verlangsamte seinen Schritt. Ein Dutzend oder mehr Leute standen zwischen der Telefonzelle und der Pforte des Aloysius-Heims. Zwei standen in der Zelle und hielten sich mit einer Flasche Navy Rum warm. »Kein Alkohol«, hieß es auf einem Schild neben dem Eingang.

Ein Mann mittleren Alters mit einem grauen Nadelstreifenjackett und dunklen Hosen mit klaffenden Löchern an den Schenkeln stand gegen die Mauer gelehnt und schüttete sich die letzten Tropfen einer Dose Special Brew in den Schlund.

»Ausgesperrt?«, fragte Resnick den Nächststehenden.

»Leck mich am Arsch!«, antwortete ihm der Mann.

Resnick trat an die Tür und rempelte dabei zwei der Männer an, die ihm nicht ausweichen wollten.

»Hab mich schon gefragt, wie lang das wohl dauert, bis die nach euch schicken«, sagte einer der beiden vorwurfsvoll.

Resnick wandte instinktiv den Kopf, um dem Fuselgeruch in seinem Atem auszuweichen.

»Der Typ ist 'n Scheißpolyp!«, erklärte der Mann seinem Gefährten.

Dieser starrte Resnick an, räusperte sich und spuckte aufs Pflaster, ziemlich genau zwischen Resnicks Schuhe.

»Da braucht's schon mehr, um das hier zu regeln«, rief ein anderer. »Irgend so 'n Mistkerl da drin hat eine Axt mitgebracht!«

Resnick klopfte an die Haustür des Obdachlosenheims. Durch den Glaseinsatz erkannte er zwei Männer in der kleinen Eingangshalle, einer von ihnen saß auf dem Boden. Resnick holte seinen Dienstausweis heraus, hielt ihn gegen die Scheibe und machte den beiden ein Zeichen, ihn einzulassen.

In den dunklen Winkeln des spärlich erleuchteten Hauptschlaftsaaß regten sich schnarchende Körper. Hier und da sah Resnick eine Zigarette glimmen. In einem der Sessel schlief jemand mit angezogenen Knien und stieß im Traum einen Schrei aus.

Die Frau, die für die Nachtschicht verantwortlich war, kam vom Fuß der Treppe her auf Resnick zu. Sie trug einen cremefarbenen Pullover über einer dunklen Trainingshose, deren Farbe Resnick bei dem schummrigen Licht nicht erkennen konnte. Das Haar, das sie mit breiten weißen Plastikkämmen hochgesteckt hatte, war etwas unordentlich. Sie war Ende zwanzig, Anfang dreißig und hieß Jean, Joan, Jeanie oder so ähnlich. Sie waren sich einmal auf dem Präsidium vorgestellt worden, er wusste nur nicht mehr genau, wann.

»Inspector Resnick?«

Er nickte.

»Jane Wesley.«

Das war es. Er dachte schon, sie würde ihm die Hand

geben, aber sie überlegte es sich anders. Sie war gut gebaut, hochgewachsen, 1,76 oder 1,78, und sie hatte die Nervosität in ihrer Stimme ganz gut im Griff.

»Ich habe Sie nicht gerufen.«

»Ich kam grad vorbei. Ganz schöner Auflauf da draußen.«

»Die warten nur ab, was passiert, bevor sie wieder reinkommen.«

»Was wird denn passieren?«

Sie warf einen Blick auf die Treppe. »Hängt ganz davon ab.«

»Wovon?«

Als sie grinste, ließen die Grübchen an den Mundwinkeln sie viel jünger erscheinen, sorgloser; so wie sie gewesen sein mochte, bevor sie sich den Sozialwissenschaften und dem Christentum verschrieben hatte. »Davon, was er mit dem Fleischerbeil anstellt«, sagte sie.

»Was hat er denn vor?«

»Zuletzt hat er gedroht, sich den Fuß abzuhacken.«

»Es sei denn?«

»Es sei denn, ich bleibe auf dieser Seite der Tür.«

»Und das sind Sie?«

»Bis jetzt schon.«

»Hört sich vernünftig an.«

Jane runzelte die Stirn; die Grübchen waren längst wieder verschwunden. »Er ist nicht allein. Es sind noch zwei andere bei ihm.«

»Freunde?«

Sie schüttelte den Kopf. »Soweit ich weiß, nicht.«

»Hat er gedroht, ihnen was anzutun?«

»Bis jetzt noch nicht.«

Resnick sah auf die Uhr. Es war Viertel vor eins. »Warum haben Sie nicht auf dem Revier angerufen?«

»Das wollte ich gerade. Mehr oder weniger. Sehen Sie, es



ist so: Jedes Mal, wenn hier jemand in Uniform aufkreuzt, und sei es mit den allerbesten Absichten, kostet uns das bei unserer Kundschaft ein Stück Vertrauen.«

»Besser, als wenn einer den Fuß verliert«, gab Resnick zu bedenken.

»Das stimmt.«

»Außerdem bin ich nicht in Uniform.«

»Bei Ihnen ist das auch nicht nötig.«

»Werdet ihr endlich den Rand halten«, brüllte eine Stimme aus der Ecke, »man kriegt ja kein Auge zu!«

Resnick ging auf die Treppe zu. »Welcher Raum?«, fragte er.

»Geradeaus«, antwortete Jane. »Im Lesezimmer.«

Resnick drückte den Lichtschalter auf dem Treppenabsatz, aber es blieb hartnäckig dunkel. Er klopfte an die Tür und wartete: nichts. Er klopfte noch einmal, nannte seinen Namen. Keine Reaktion. Falls wirklich drei Leute da drin und alle noch am Leben waren, dann hatten sie sich überdurchschnittlich gut im Griff. Vielleicht hatte die ganze Aufregung sie aber auch so ausgelaugt, dass sie eingeschlafen waren.

Er drückte die Klinke herunter; die Tür war unverschlossen.

»Also«, rief er, »ich komme jetzt rein.«

»Nein!« Die gedämpfte Stimme dehnte das Wort auf zwei Silben aus.

»Weg von der Tür«, warnte Resnick.

»Mach die Tür auf, und ich benutz das verdammte Ding! Glaub ja nicht, dass ich Spaß mache!«

Resnick trat rasch ein. Mehrere Stapel Bücher waren auf dem Boden verstreut, größtenteils ausrangierte Westernromane und alte Ausgaben von »Reader's Digest«, Spenden wohlwollender Mitbürger. In den Regalen standen weitere

Bücher voller Eselsohren: Leon Uris, Wilbur Smith. Von den drei Personen im Raum zeigte jedoch keiner auch nur das geringste Interesse am Lesen.

Einer saß auf dem Boden, die bloßen Füße in Ledersandalen, eine schmutzige graue Decke mit rot besticktem Saum über Kopf und Schultern. Ein anderer, er hatte die geschlossenen Augen gegen die Decke gerichtet, saß auf einem Stuhl, die Hand im offenen Hosenstall, und masturbierte konzentriert.

Der dritte, hohlwangig, grauhaarig, bebrillt, stand da, ein Fleischerbeil drohend über dem einen Fuß, den er, wie zur Vorbereitung, bereits von Schuh und Socke befreit hatte.

Einen Augenblick lang hob er noch nicht mal den Kopf, dann sah er Resnick an.

»Ich hab da grade einen Jungen gehört, der glaubt, er hätte den Bebop erfunden«, sagte Resnick. In den Augen des Mannes flackerte es. »Ist ein bisschen so wie einer, der eine Sprache spricht, die er selbst nicht versteht.«

Noch mal das Flackern in den Augen, aber davon abgesehen bewegte sich der Mann nicht.

»Es gab mal eine Zeit«, sagte Resnick, »da hättest du den von der Bühne gespielt.«

»Kann schon sein.«

»Was soll denn das Beil?«, fragte Resnick und trat vorsichtig einen Schritt näher.

Der grauhaarige Mann musterte das stumpfe Blatt des Beils, dann seinen Fuß. »Charlie, ich denke, diesmal tu ich's, verdammt noch mal. Doch, ich denke, ich tu's.«

»Ist eine hübsche Frau, die vom Heim.«

»Jane?«

»Wirklich hübsch.«

Sie saßen in einem Taxi, das eben am Lace Market vorbeifuhr und rechter Hand »Ritzys« passierte. Das lila Neonschild leuchtete noch über der Tür, obwohl bereits geschlossen war und auch die letzten Tänzer längst nach Hause gegangen waren. Zu mir oder zu dir? Resnick war früher ein paarmal dort gewesen, samstagabends, in seiner Zeit als Junggeselle. Damals hieß es schlicht und einfach das »Palais«, und man hatte noch Paare gesehen, die sich im Quickstep unter die Jiver mischten. Er erinnerte sich noch an die Frauen, die gegen Ende des Abends übrig geblieben waren, allein, mit traurigen Augen, und die Männer, die schon fast verzweifelt herumschlichen, weil sie Angst hatten, keine mehr auf die Tanzfläche zu bekommen, bevor die letzte Nummer verklungen war.

»Wie alt ist die wohl, Charlie? Was meinst du?«

»So um die dreißig.«

»Also zu jung für mich?«

Resnick sah Ed Silver an, der halb gegen das Fenster, halb in den abgesehenen Polstern des Taxis lehnte. Das graue Haar lag ihm schütter über der Kopfhaut und bauschte sich um die Ohren zu einem lockigen Filz, wie die Wolle eines alten Schafs. Eines seiner Brillengläser war angeknackst und das Gestell nie wieder richtig gerade gebogen worden, nachdem einmal jemand draufgetreten war. Die tief liegenden Augen waren wässrig und ließen sich nicht mehr richtig scharf stellen.

»Nein«, sagte Resnick. »Ganz und gar nicht.«

Mit einem Lächeln ließ Ed Silver sich in die Polster sinken.

Nachdem Resnick Silver dazu überredet hatte, ihm das Fleischerbeil auszuhändigen und friedlich mit ihm die Treppe hinunterzukommen, war Jane Wesley ebenso dankbar wie erstaunt gewesen.

»Sie kennen ihn, nicht wahr?«, fragte sie, während sie Pulverkaffee in ein paar angeschlagene Becher löffelte.

Resnick nickte.

»Aber was war, bevor Sie da rein sind? Sie konnten doch unmöglich gewusst haben, wer es ist?«

Resnick schüttelte den Kopf und gab ihr ein Zeichen, dass er keine Milch wollte.

»Ich weiß nicht, ob ich ihn bleiben lassen kann. Ich meine hier, heute Nacht.«

»Er kann mit zu mir kommen.«

Sie machte große Augen; sie waren hellblau und schienen farblich nicht in ihr Gesicht zu passen. »Sind Sie sicher?«

Resnick seufzte. »Nur für ein Weilchen. Bis er wieder in Ordnung ist.« Es war nicht so, dass ihm das Risiko nicht bewusst gewesen wäre.

Jane Wesley schlürfte nachdenklich ihren Kaffee. »Das könnte länger dauern, als Sie glauben.«

»Tja«, sagte Resnick, »vielleicht ist er ja ein bisschen Zuwendung wert.« Er warf einen Blick auf Silver, der im Halbdunkel saß und die Luft befangerte, als könnte er Musik herausholen. »Im ›Melody Maker‹ war er drei Jahre hintereinander auf Platz zwei. Altsax.«

Resnick stellte seinen Kaffee ab, von dem er kaum etwas getrunken hatte, und wandte sich zum Gehen.

»Wann war das denn?«, fragte Jane Wesley seinen Rücken.

Das Taxi hielt an einer Mauer, vor einem schwarzen Tor, das dringend einen Anstrich nötig gehabt hätte. Aus einem der Räume im ersten Stock sowie durch das Buntglasfenster